

Nr. 194. Bromberg, den 26. August 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.
Von **Ludwig Thoma.**

15. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Weil sie aber gutmütig war, wollte sie ihm das Unerreichbare nicht gar zu verlockend erscheinen lassen und sagte:: „Aber wissen Sie, gute Frau Oßwald, es is nich alles Gold was glänzt, und unsereinen trifft manche Sorge, und man sehnt sich nach der schönen Ruhe, die Sie genießen."

Da nickte Frau Margaret nachdenklich mit dem Kopfe und streifte mit einem Blicke das Mädchen, mit dem sich ihr Konrad unterhielt.

Henny beklagte sich darüber, daß sie in Altaich so gar keine Möglichkeit zum Tennisspielen habe.

Ein Brief von ihrer Partnerin Dolly Hirsch hatte sie lebhaft an ihre Pflicht erinnert. Es war zu gefährlich, wenn sie so ganz aus der Übung kam. Sie mußte bei den Wettspielen im Herbste schlecht abschneiden. Eigentlich durfte sie gar nicht daran teilnehmen, weil sie die Chancen ihrer Partie gefährdete, aber wenn sie ihre Unterlassung eingestand, mußte sie ausscheiden, und dann wußte sie nicht, wo eine neue Partie zu finden war. Das ging nicht so einfach . . .

Konrad nahm Anteil an ihrem Kummer. Wenn er nur dem hübschen Mädchen hätte helfen können! Konnte man nicht doch so eine Art Tennisplatz anlegen und konnte nicht er als Spieler aushelfen?

Das fragte er ganz ernsthaft eine Siegerin in zwei Schönberger Turnieren, und dabei gestand er, daß er noch nie ein Rackett in der Hand gehabt habe!

Junge Herren, die Eindruck machen wollen, müssen in ihren Äußerungen ungeheuer vorsichtig sein, denn ein Mangel kann andere Mängel beleuchten oder aufdecken.

Konrad hatte ahnungslos peinliche Zusammenhänge hergestellt. Sein naives Anerbieten stimmte zu dem Mangel an Schick, der ihm anhaftete, zu der schlecht geschnittenen Kniehose, die er statt Breeches trug. Ein Lächeln, das keine Hochachtung ausdrückte, huschte um die Mundwinkel Hennys, so flüchtig, daß es niemand bemerkte als Frau Margaret, die schnell und gründlich, wie es Mütter können, eine Abneigung gegen das Mädchen faßte.

Konrad hatte nichts gesehen

Er ahnte nicht, daß er blitzartig mit einem tiptop gekleideten James Dessauer verglichen und in unabsehbare Weite hinter ihn gestellt worden war.

Herr Schnaase hatte derweil dem zerstreuten Martin anerkennende Worte über bayrische Süßrahmbutter gespendet, aber der Mensch saß ja mit verträumten Augen da und bewies durch keine Antwort, daß er bei der Sache war!

Da wandte sich Schnaase von ihm ab und lenkte doch lieber die Aufmerksamkeit der andern auf sich.

„Richtig ja! Das habe ich ja noch gar nich erzählt... Da is doch hier der Dichter mit den großen Horchlappen, der so unmenschlich viel essen kann . . . na . . . der Pfünzlt . . . Pünzlt . . . über den is doch 'n Artikel in der Zeitung gestanden . . ."

„Wie interessant!" rief Frau Schnaase.

„In so ner literarischen Rundschau, und das Käsblatt, was drüben in Piebing erscheint, hat es abgedruckt . . ."

„Warum erzählst du das erst jetzt?"

„Natterer hat mir's gezeigt, vor ner Stunde . . ."

„Wie interessant! Und was sagt die Kritik?"

„Ich habe mir nich allens gemerkt, aber es heißt, er is der Erotiker der Zukunft . . . Na! ich muß sagen, das wird wohl sehr theoretisch sein . . ."

„Man muß ihn einladen", sagte Frau Schnaase.

„Den gräßlichen Kerl?" fragte Henny.

„Wieso gräßlich?" verwies sie die Mutter.

„Herr von Wlazeck behauptet, daß er nich mal Socken anhat. Ich habe natürlich nich darauf geachtet . . ."

„Wenn er geistig bedeutend ist, und wenn man von ihm spricht, kann er Eigentümlichkeiten haben. Ein pensionierter Leutnant hat nicht das Recht dazu . . ."

Frau Schnaase wandte sich wieder an ihren Mann. „Erotiker der Zukunft, sagst du? Das is wohl Lyriker?"

„Ich weiß nich. Wahrscheinlich, denn was mit Theater zusammenhängt, kennst du ja . . . Übrigens das mit den Socken hat mir Wlazeck auch anvertraut. Eigentlich sonderbar! 'n Erotiker stelle ich mir mit durchbrochenen Strümpfen vor . . ."

„Nun fang du nicht auch damit an!"

„Es is 'n interessanter Fall, Karline. Is das nu Erotik aus Erfahrung oder aus Unmöglichkeit? Das is hier die Frage . . ."

„Vielleicht wirst du dich über dieses Thema nicht mit deiner gewohnten Gründlichkeit verbreiten?' sagte Frau Schnaase sehr strafend. „Jedenfalls müssen wir mit dem Manne bekannt werden!"

„Aber Mama!"

„Ja, sage ich dir. Er kann dann im Winter zu meinem jour fixe kommen . . ."

„Vielleicht ist er gar nicht in Berlin . . ."

„Dann kommt er hin. Als Dichter, der genannt wird . . ."

„Sehen Sie!" rief Schnaase, indem er sich an Konrad wandte. „Hier haben Sie's! Was ich Ihnen immer sage, es geht nu mal nich ohne Berlin. Meine Frau sagt das ganz unwillkürlich, mit der weiblichen Selbstverständlichkeit . . ."

„Was is mit Berlin?" fragte Frau Margaret.

„Liebe, verehrte Frau Oßwald! Reden Sie um Gottes willen Ihrem Sohne nich ab! Es is unerläßlich, daß er nach Berlin geht, denn es is nu mal Metropole, und wenn München noch so gemütlich ist . . .'

„Er geht ja gar net nach München . . ."

„Ich bleibe im Winter hier", ergänzte Konrad.

„Hier?! Aber Verehrtester, Sie brauchen doch Anregung! Hören Sie mal, als Künstler!"

„Herr Oßwald wird das besser beurteilen können . . ."

„Nee, Karline, da gibt's nu wirklich keine Meinungsverschiedenheit. Der Künstler gehört ins Zentrum der Kultur. In künstlerisches Miliöh. Das sagt uns die Er-

fahrung. Nee! Machen Sie so was nich! Hier müssen Sie ja versauern . . ."

Um Konrads Mund spielte ein Lächeln, das ihm gut stand, aber einem erfahrenen Weltmanne nicht gefallen konnte. Dabei erzählte er, als ob er's besser wüßte, daß er sich allerlei vom Aufenthalt verspräche.

Er wolle nach langer Zeit wieder einmal die Heimat verschlafen und verschneit sehen, Wald und Hügel und die Bauernhäuser, die sich unterm Schnee zusammenduckten und bloß durch den Rauch, der aus den Schornsteinen kräuselt, verrieten, daß behagliches Leben in ihnen stecke . . .

„Alles sehr schön", erwiderte Schnaase. „Meinswejen sogar poetisch. Aber das ändert nischt an der Devise: Der Künstler muß hinein ins volle Leben. Er muß wissen, was los is. Glauben Sie mir altem Praktikus: Mit den Idealen alleene macht man's nich. Davon raucht der Kamin nich, weil Sie schon von Schornsteinen sprechen. Der Künstler muß wissen, was die Mode will, was gefällt. Das erfahren Sie in Berlin; hier erfahren Sie's nich!"

Konrad wollte gegen so viel Erfahrung nicht ankämpfen und schwieg.

Herr Schnaase aber vervollständigte seinen Sieg.

„Es handelt sich nich bloß darum, daß Sie sehen, sondern auch darum, daß Sie gesehen werden. Die Leute mit dem großen Portemonnaie müssen von Ihnen sprechen, der Kunsthändler muß Sie lanzieren, denn können Sie sagen: Es ist erreicht . . ."

„Vielleicht urteilst du doch zu nüchtern, Gustav? Es hat auch große Künstler gegeben, die nur ihren Idealen dienten . . ."

„Hat, Karline. Dadruff lege mal den Nachdruck! Hat gegeben, gibt's nich mehr . . ."

„Warum soll die Welt mit einemmal so prosaisch geworden sein?"

„Is se nich. Aber praktisch is se geworden. Wenn man die nötigen Moneten hat, denn kann man sich's so poetisch machen, wie man will. Sehen Sie, das is mein Freund, der Professor Waschkuhn, von dem Sie doch wohl gehört haben . . . D e r hat's erfaßt. Der malte un malte drauf los; immer die Damen vom Theater, immer die Säsonggrößen. Lange war's nischt. Aber mein Waschkuhn sagte sich, mit Geduld un Spucke und ließ nich locker. Auf einmal, mit 'n Bild von . . . von . . ."

„Lollo Hillmers", sagte Henny.

„Ganz richtig! Mit 'n Bild von der Hillmers machte er's. Nu kamen die Damen von der Finanz, die mit das ville Geld, un jede wollte so aussehen wie die Hillmers. Nach dem Rezept malte er nu und verdiente aasig, denn wenn's mal so weit is, darf's auch was kosten. Das wollen die Leute sogar. Ich habe oft mit Waschkuhn darüber gesprochen, und er sagte mir: „Alter Freund, der künstlerische Erfolg is und bleibt das ewige Geheimnis. Er is das große Los; un die Hauptsache is, daß man immer wieder setzt . . ."

„Zum Beispiel Dessauer!" rief Henny.

„Richtig ja! Der Bruder von deinem Tennisfatzke . . . das is auch so 'n Fall . . ."

„Kennen Sie Teddy Nabob von Dessauer?" fragte Henny.

Konrad verneinte.

„Den Roman der Saison kennen Sie nicht?"

„Er ist wunder-wundervoll!" fiel Frau Schnaase ein. „Vielleicht habe ich das Buch hier . . ."

„Aber Sie haben doch davon gehört?" fragte Henny wieder.

„Nein," sagte Konrad schlicht.

Da wunderte sich auch die gutmütige Frau Schnaase darüber, wie lange die Kultur braucht, um über die Donau zu dringen.

„In Berlin sprach man von nichts anderm. Man mußte Teddy Nabob gelesen haben. Es ist wunder-wundervoll!"

„Jedenfalls ist es riesig geschickt," erzählte Henny. „Letztes Jahr hat kein Mensch von Lulu Dessauer gesprochen, und heute ist er obenauf. Er hat mir gesagt, wie er auf die Idee gekommen ist. Es mußte was Amerikanisches sein, weil da die ganz großen Verhältnisse sind; da läßt sich noch mit den Millionen phantasieren, sagte er. Und denn schilderte er einen Mann, der über Nacht Milliardär wird. Er ist wahnsinnig spannend . . ."

„Wunder-wundervoll!"

„Das is ja, was ich sage!" fiel Schnaase ein. Wäre der Mann in Ruppin gesessen, dann wäre er nie auf die Idee gekommen. Aber in der Großstadt hat der fixe Bengel herausgefunden, daß der moderne Mensch, wenigstens in der Phantasie, mit den Millionen schmeißen will . . ."

Die kleine Welt, die um den Tisch herum saß und so viel Staunenswertes aus der großen hörte, blieb ungerührt.

Martin hatte nicht aufgemerkt, und Margaret hatte ungemein viel von ihrem Wohlwollen verloren.

Aber auch Konrad fühlte sich von Kellerluft angeweht. Er urteilte über den Geschmack Hennys gewiß nachsichtiger, wie sie über seine Kniehosen, aber, was er gehört hatte, war so fremd und so trennend und stimmte ihn nachdenklich.

Stille war nicht das, was Schnaase liebte.

„Haben Sie schon was gehört von Afko?" fragte er den jungen Mann und seine Eltern, die ja nun ordentlich breit geschlagen waren.

„Afko?"

„Nich wahr, das kennen Sie nich! Altaicher-Fremden-Komitee. Ich habe es mit Ihrem Natterer gegründet, damit wir den Verkehr hier in Schwung bringen. Übrigens, Frau Oßwald, Ihr vortrefflicher Kaffee bringt mich auf einen Gedanken. Wie wär's, wenn Sie hier so 'n kleinen Nachmittagsbetrieb aufmachen würden? Kaffee, Schokolade . . . in einem kühlen Grunde? Ich sehe hier schon alle Tische besetzt mit guter Gesellschaft . . ."

Frau Margaret sah das nicht, aber sie bemerkte, daß ihre Liese beim Wäscheaufhängen war, und sie eilte nach ein paar entschuldigenden Worten weg.

Mama Schnaase wandte sich freundlich an Martin.

„Ich finde Ihre Frau entzückend; sie hat so was Ausgeglichenes, Nervenloses . . . ach ja! das kommt doch wohl von dem Aufenthalte in dieser friedlichen Natur . . ."

„Na! Da haben wir ja Aussicht, daß du auch . . ."

„Gott, Gustav! Wenn ich den wahren Seelenfrieden finden sollte, müßte auch sonst noch manches anders sein. Was soll mir der vorübergehende Landaufenthalt nützen, wenn ich hinterher wieder von dem Hasten und Treiben aufgewühlt werde?"

„Ich will dir 'n Vorschlag machen, Karline. Wir fragen unsern verehrten Gastgeber, ob du nich n Winter hier bleiben kannst?"

„Mußt du immer solche Späße machen?"

„Nee, wirklich! In allem Ernst gesprochen. Du könntest diesem aufstrebenden Kurorte 'n kolossalen Gefallen erweisen. Denke dir, wenn du hier so die richtig gehende Wurstigkeit, den Seelenfrieden finden würdest, dann könnten wir's in die Zeitung bringen. Wunderbare Heilung oder fabelhafter Erfolg der Altaicher Höhenluft. Was?"

Frau Schnaase gab keine Antwort und Henny erinnerte Konrad daran, daß er ihr Bilder und Skizzen zeigen wollte.

Als die jungen Leute ins Haus gingen, blickte Schnaase ihnen kopfschüttelnd nach.

„Sagen Sie mal, Herr Oßwald, wie kommt nu Ihr Sohn dazu, ausgerechnet Maler zu werden? Wenn ich mir so Ihr Etablissemang betrachte, is es mir offen gestanden schleierhaft."

„Er hatte eben den Drang in sich . . ."

„Karline, du bist fürs Sangtimang, ich bin fürs Reale, un hier sind Realitäten, angesichts deren meine Frage berechtigt ist . . ."

Martin lächelte.

Aber es war eine Saite angeschlagen, die in ihm fortklang und ihn zum Reden brachte.

Er erzählte, wie Konrad als Bub still und besonders gewesen sei und wie er immer Freude an Bildern gehabt habe. Die sei mit ihm gewachsen und groß geworden, und weil sie ernsthaft gewesen sei, hätten Margaret und er eingewilligt . . ."

„Das is ja sehr schön und anerkennenswert, und ich möchte Ihren Entschluß selbstverständlich nich kritisieren. Ich sage nur, ich verstehe es nich . . ."

„Was ist dabei zu verstehen?" sagte Frau Schnaase.

„Er hatte das in sich, und ich finde es wunderschön, wenn Eltern ihren Kindern das Recht auf Selbstbestimmung zugestehen . . ."

„Das is die echte weibliche Inkonsequenz. Erst biste ganz Mühle und Bach und Natur, und denn findest du es

wundervoll, daß 'n junger Mensch das alles im Stiche läßt . . ."

Henny, der Konrad seine Skizzen aus der Altaicher Gegend zeigte, fragte unvermittelt:

„Waren Sie schon mal in Italien?"

„Ich hab's ein parmal im Sinn gehabt, aber es ist nie was geworden . . ."

„Da müssen Sie unbedingt hin. Wir waren auch letzten März in Florenz und Rom. Es war herrlich . . . Und für Sie als Maler ist das notwendig . . ."

„Es kommt mir jetzt nicht mehr so notwendig vor . . ."

„Nanu! Da sollten Sie mal Waschkun hören! Er sagt, er verdankt Italien alles . . ."

Da Konrad wieder so merkwürdig lächelte, schloß sie ungnädig: „Und überhaupt gehört das zur Kultur!"

Beinahe hätte sich der junge Mann angemaßt, einer großstädtischen Dame lehrhaft zu kommen, als ihn ein ungeduldiger Zug in ihrem Gesichte davon abhielt. Er zeigte ihr sein letztes Bild, auf das er viel hielt. Durch hohes Kornfeld führte ein schmaler Weg, und man sah es ihm an, daß er heimführte zu guter Rast.

(Fortsetzung folgt.)

Tierwelt in Not.

Von M. A. v. Lütgendorff-München.

Als der amerikanische Naturforscher Purley vor einigen Jahren Australien bereiste, mußte er zu seinem Entsetzen feststellen, daß mehrere der eigenartigsten der dort einheimischen Tiere unmittelbar vor dem Aussterben stehen. Der tasmanische Wolf findet sich nur mehr in einem kleinen Gebiet im Innern von Tasmanien; das auf hohen Bäumen lebende Baumkänguruh geht seinem Untergange entgegen und ebenso ein Verwandter des tasmanischen Wolfes, ein kleines Tier, das die Eingeborenen den „tasmanischen Teufel" nennen. Und wenn die Jagd auf das Opossum, die dem Pelzmarkt von Sydney alljährlich mehr als fünf Millionen Felle liefert, noch Jahre lang weiter geführt wird, dürfte auch die Beutelratte mit dem schönen weichhaarigen Fell bald aussterben.

Der südamerikanischen Tierwelt droht schon in absehbarer Zeit der Verlust eines Tieres, dessen Nutzwert kaum geschätzt werden kann, weil es überhaupt unersetzlich ist. Es ist das Vikunjaschaf, dem die Indianer trotz aller Gefahren und Beschwerden der Jagd in Höhen von 3000 bis 4000 Metern unermüdlich nachstellen. Denn aus keinem anderen Tierhaar lassen sich Stoffe weben, die in der eisigen Kälte jener Hochgebirge so wärmen wie die Vikunjagewebe. Dieses Schaf bringt im Jahr nur ein Junges zur Welt. Das kostbare Tier lebte einst in solchen Riesenbeständen, daß die Inkas oft auf einer einzigen Jagd bis zu 40 000 Schafe erlegten. Die silbergrauweiß und dunkel schimmernden Felle der südamerikanischen Einchillamaus kommen sicher nicht lange mehr auf die Pelzmärkte, da die „Chinchilleros". die chinesischen Chinchillajäger, ihr Bestes tun, die Zahl der zierlichen Pelzmäuse mehr und mehr zu verringern. Und an den Küsten der Südpolargebiete sterben die Pinguine massenhaft dahin, weil das durch die Ölfeuerung der Schiffe ölbedeckte Wasser ihr Gefieder derart verklebt, daß ihnen das Wasser bis auf die Haut dringt und nicht mehr abfließen kann.

Afrikas Tierwelt steht gegenwärtig ein Verlust bevor, der besonders zu beklagen ist. Noch vor drei Jahren schätzte der Zoologe Akeley die Zahl der in Französisch-Westafrika und im Kongo lebenden Gorillas auf kaum mehr als fünfzig Stück. Und heute soll hiervon nur noch die Hälfte am Leben sein. Nun hat man im letzten Augenblick zwar ein großes Schutzgebiet für den in seinen Lebensgewohnheiten noch so wenig erforschten Menschenaffen abgegrenzt. Ob diese Maßnahme den Gorilla aber auch wirklich der Nachwelt erhalten wird, erscheint gleichwohl recht zweifelhaft; viel eher kann man annehmen, daß der Tag, an dem auch der Gorilla den Tierformen einer vergangenen Zeit angehört, bedenklich nahe ist.

Vom Untergang sind auch so manche Angehörige unserer europäischen Tierwelt bedroht. Seit Jahren werden die letzten wilden Affen, die es noch in Europa gab, die „Barbaren-Affen", die sich immer noch auf den Felsen von Gibraltar herumtreiben, von den Engländern verfolgt, nachdem man sie jahrelang durch besondere Maßnahmen, die allerdings viel Geld kosteten, geschützt hatte. Die Wisentherde im Kaukasus, der letzte Rest von Europas größtem Landtier, ist, obgleich die Tiere in einem ständig überwachten Reservat lebten, seit dem Jahre 1928 vollständig verschwunden. Im gleichen Jahre gab es auch in dem einstigen Schutzgebiet in den russischen Ostseeprovinzen noch fünf Stück der prachtvollen Wildstiere; wie viele es heute noch sind, wer kann es sagen? In Italien hat man in den letzten Jahren mit großem Eifer die Ausrottung der Delphine, jener lebhaften und anmutig-lustigen Begleiter der Ozeandampfer, in Angriff genommen, weil diese Tiere, was freilich nicht zu leugnen ist, allzu viele Fische fressen. Zu einer völligen Vertilgung wird und soll es ja wohl nicht kommen, aber die großen lockenden Fangprämien dürften den Bestand des Mittelmeerdelphins immerhin schon stark gelichtet haben.

Noch im Jahre 1913 lebten auf Sylt fünf Pärchen und vier Junge der wunderschönen Riesenseeschwalbe. Heute findet sich von den scheuen Vögeln kein einziger mehr auf deutschem Boden; man vermutet, daß die letzte kleine Kolonie nach Schweden ausgewandert ist, weiß es aber nicht sicher. Der Fischreiher wurde ziemlich selten. Den Uhu hat man in den letzten 20 Jahren so schonungslos verfolgt, daß ganz Deutschland heute vielleicht kaum mehr als 15 bis 20 horstende Uhupärchen besitzt. Die Störche haben sich sehr stark vermindert. Den König aller Vögel, den Steinadler, der noch vor 80 Jahren in den Mittelgebirgen als Brutvogel horstete, sieht man heute in den Hochalpen kaum mehr, wiewohl er das ganze Jahr hindurch geschützt ist. Die „Adlerkönige", deren Ruhm es war, ein Menschenleben lang nur Adler abzuschießen, haben den königlichen Vogel so gut wie ganz ausgerottet.

Vor kurzem wurde in der Mark Brandenburg eine Biberkolonie errichtet, um die Zahl der nahezu völlig ausgestorbener Biber — in ganz Europa findet sich das Tier nur mehr an vier Stellen! — wieder zu vermehren. Im Meersfelder Bruch in Westfalen hat man den letzten europäischen Wildpferden eine prächtige Heimstätte gegeben und sie dadurch vor dem Aussterben bewahrt. Den Steinbock hegt die Schweiz in staatlich geschützten, hochalpinen Wildparks, so daß auch dieses scheueste aller Alpentiere der europäischen Fauna erhalten bleibt; in den Piemontesischen Alpen, dem einzigen Platz in Europa, wo man das Tier noch wirklich wildlebend antrifft, wird es gegenwärtig sorgfältig bewacht und vor Abschuß geschützt. Und erst in diesem Jahre hat Frankreich an der bretonischen Küste ein eigenes Schutzgebiet für die dort fast völlig ausgestorbenen, zu den Tauchervögeln gehörenden Alken sowie in der Camargue einen Schutzpark für Hunderte von Flamingos geschaffen.

Die heimliche Ehe des Oberleutnants Szalay

Die Spionin im Hauptquartier. — Der epileptische Anfall als Verräter. — Der Mann, der seine eigene Frau erschießen lassen mußte.

Von G. A. Brüdern - Wien.

Über Hunderten von merkwürdigen, durch die Wirren des Weltkrieges bestimmten Schicksalen liegt noch der Schleier des Geheimnisses. Von Zeit zu Zeit lüftet der Zufall einen kleinen Zipfel hiervon, und eine neue Tragödie wird enthüllt.

So fand man kürzlich in den Kriegsakten des ungarischen Landesverteidigungsministeriums einen eigenartigen Brief. Er war an den österreichischen Generalstabschef Conrad von Hötzendorff gerichtet und trug die Unterschrift des Oberleutnants Stefan Szalay, der angeblich während des Krieges vor dem Feinde fiel. Der Inhalt des Briefes beweist aber, daß Szalay anders endete, und aus seinen knappen Angaben und den bisher schon bekannten Tatsachen läßt sich die Tragödie von seltener Schwere, in welcher der Oberleutnant eine hervorragende Rolle spielte, von Anfang bis zu Ende fast lückenlos wieder aufbauen.

Als der Krieg ausbrach und das österreichische Hauptquartier in Baden bei Wien lag, stellte Hötzendorff die Tochter eines verarmten Adligen, Margit von Vimola, als seine Sekretärin an. Der Generalstabschef beglückwünschte

sich bald zu seiner Wahl, denn er konnte keine Hilfskraft finden, die ihren Dienst eifriger versehen hätte als Margit von Vimola. Obwohl sie alles andere als häßlich war, hatte die Sekretärin doch keine Zeit, sich um die vielen jungen und älteren Offiziere zu kümmern, mit denen sie dienstlich zu tun bekam, und die ihr in jeder Form den Hof machten. Hötzendorff war diese Zurückhaltung nur lieb, denn um so mehr konnte er seiner Sekretärin vertrauen und darauf bauen, daß sie nicht in Gesellschaft ein unbedachtes Wort fallen lassen würde. Vorsichtshalber ließ er sie aber doch eine Zeitlang beobachten. Doch auch seine Geheimagenten konnten ihm die Versicherung geben, daß Margit von Vimola unbedingt zuverlässig war.

Merkwürdigerweise erfuhr niemand etwas davon, daß sie im Winter 1915/16 den im Hauptquartier Dienst tuenden Oberleutnant Stefan Szalay, einen Ungarn, kennen lernte. Ihm gegenüber ließ sie die Zurückhaltung fallen, und Szalay bat sie, seine Frau zu werden. Sie gab ihm unbedenklich ihr Jawort, bedingte aber, daß die Ehe geheim gehalten werden sollte, solange sie beim Hauptquartier angestellt sei. Denn der Generalstabschef wolle keine verheirateten Kräfte haben. Im April 1916 ließen sich beide heimlich in Wien trauen. Bald darauf führte ein Auftrag den Oberleutnant an die Front.

Im Hauptquartier bereiteten sich inzwischen große Dinge vor. Eine entscheidende Offensive gegen Rußland war vorgesehen, jede Einzelheit aufs Genaueste ausgearbeitet, und der Plan konnte kaum fehlschlagen.

Gänzlich unerwartet kam es doch anders. Am Tage, da die Offensive beginnen sollte, gingen die Russen am einzigen schwachen Punkte der deutschen und österreichischen Front zum Angriff vor und vereitelten nicht nur den Plan, sondern brachten den Verbündeten schwere Verluste bei. Es war eine der größten Schlappen des Krieges.

Nur Verrat konnte die Schuld am Mißlingen des Plans tragen. Doch der Verräter war nicht zu entdecken.

Da wollte es der Zufall, daß eine Patrouille in Brünn auf offener Straße einen Mann liegen fand, der anscheinend einen epileptischen Anfall erlitten hatte. Er trug Papiere bei sich, die über geheim zu haltende Dinge militärischer Art Aufschluß gaben, und die Untersuchung entlarvte ihn als den Hauptmitarbeiter der russischen Spionage in Österreich. Sonst war kein Wort aus ihm heraus zu bekommen, und ein paar Tage später wurde er standrechtlich erschossen.

Dann aber kam für Hötzendorff noch eine schmerzliche Überraschung. Die beim Spion gefundenen Papiere waren unzweifelhaft mit der Maschine seiner eigenen Sekretärin geschrieben. Margit von Viloma wurde verhaftet, nachdem man in ihrer Wohnung 300 000 Schweizer Franken in bar gefunden hatte. Sie gab ohne weiteres zu, den Russen unter anderem auch die geplante Offensive verraten zu haben. Sie wurde zum Tode verurteilt.

Eben um diese Zeit kam Oberleutnant Szalay von der Front zurück. Er wunderte sich, seine Frau nicht an ihrem gewohnten Platz zu finden. Doch er mochte auch nicht nach ihr fragen, um nicht Aufmerksamkeit zu erregen.

Wenige Minuten später wurde er zu seinem Abteilungschef gerufen, und dieser gab ihm den Befehl, sich am nächsten Morgen im Militärgefängnis einzufinden, um bei der Erschießung eines Spions das Kommando zu übernehmen. Er mußte sich gewaltig zusammenreißen, als der Vorgesetzte sagte: „Leider eine gute Bekannte, Margit von Vimola.“

Szalay verabschiedete sich hastig. Zuerst dachte er daran, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Er sollte seine eigene Frau erschießen lassen? Nein! Dann aber müssen ihn andere Erwägungen in der Ausführung seines Planes gehindert haben. Vielleicht dachte er, auf Margit laste nur ein unbegründeter Verdacht, und durch seinen Selbstmord, durch die dann an den Tag gebrachte geheime Ehe könnte ihre angebliche Schuld in den Augen der Leute eine Bestätigung finden.

Auf jeden Fall trat er am nächsten Morgen mit seinem Exekutionskommando an. Sie erkannte ihn, aber sie ging wortlos an ihm vorüber. Vielleicht schämte sie sich. Vielleicht wollte sie nicht, daß die Menschen irgend einen Zusammenhang zwischen ihr, der Spionin, und dem jungen Offizier ahnten. Dann wurden ihr die Augen verbunden.

Automatisch gab Oberleutnant Szalay seine Kommandos. Er hatte das Gesicht abgewandt, als sein erhobener Säbel sank: „Feuer!“ Die Soldaten schossen gut, und Szalay wurde der Pflicht enthoben, der eigenen Frau den Gnadenschuß aus seiner Dienstpistole zu geben.

In seinem Dienstzimmer schrieb er eine Stunde später die jetzt in den Akten gefundenen Zeilen an Hötzendorff: „Exzellenz! Sie werden meine Handlungsweise verstehen, wenn Sie erfahren, daß die hingerichtete Frau meine Gattin war. Ich liebte sie. Sie bedeutete für mich das Leben. Ich werde ihre wunderschönen Augen nie vergessen, die nun ewig geschlossen bleiben, ihre Lippen, mit denen sie mich belogen hatte vom ersten Tage an, da wir uns kennen gelernt. Ich tat nur meine Pflicht. Wie ich die Überwindung dazu aufgebracht habe, weiß ich nicht. Mein Gewissen ist rein. Ich gehe ohne Schuld in den Tod. Stefan Szalay, Oberleutnant.“

Ein kurzer Vermerk auf der Rückseite dieses Briefes erzählte vom Ende der Tragödie: „Hat sich mit seiner Dienstpistole erschossen.“



* **Eine Irrenanstalt für Millionäre.** In Amerika, dem Lande der Dollarmillionäre, gibt es ein Irrenhaus, das nur Millionäre aufnimmt. Es liegt am Ontario-See, in der Nähe von Buffalo und ist, wie es sich für Nabobs gehört, mit allem nur erdenklichen Luxus ausgestattet. Es gibt dort Tennis- und Golfplätze, Billard-, Bridgezimmer, Schwimmbassins und Turnhallen. In dem großen Park liegen viele kleine Pavillons verstreut. Denn jeder Patient bewohnt sein eigenes Häuschen. Sähe man nicht ab und zu einen uniformierten Wärter, man würde nie auf den Gedanken kommen, daß dieses großartig angelegte Sanatorium ein Irrenhaus ist. Seit etwa drei Jahren ist auch der bekannte Newyorker Millionär John O'Bannion in dieser Anstalt untergebracht. O'Bannion, der aus dem Eastend Newyorks stammt, hat alle Vorstufen eines Selfmademan durchgemacht, und alle Berufe ausprobiert, bis der Weltkrieg kam, und er eine chemische Flüssigkeit erfand die Sohlen besonders haltbar machte. Mit dieser Tinktur verdiente er die erste Million, und durch glückliche Börsenoperationen vergrößerte sich sein Vermögen bald auf 16 Millionen. Die damit verbundenen Aufregungen hatten seine Nerven aber so ruiniert, daß man ihn 1928 in das Millionärsirrenhaus schaffen mußte. Hier in der völligen Ruhe und Abgeschiedenheit, bei bester Pflege erholte er sich so gut, daß er Anfang dieses Jahres um seine Entlassung bat. Der leitende Arzt verweigerte ihm dies jedoch unter der Begründung, daß seine Nerven noch nicht stark genug wären, um ihm ein Leben in der Freiheit zu gestatten. Empört über diese Zumutung, ließ O'Bannion sich seinen Rechtsanwalt kommen und beauftragte ihn, die Leitung des Irrenhauses auf seine sofortige Entlassung zu verklagen. Vor Gericht gab der Anwalt an, daß O'Bannion nur deshalb nicht entlassen werde, weil er jährlich 200 000 Dollar in dem Irrenhaus bezahle, und die Anstalt diese Einnahme nicht entbehren wolle. Zum Beweis für die Gesundung seines Klienten führte der Anwalt an, daß er trotz der krisenhaften Zeiten an der Börse so geschickt operiert hätte, daß er, laut Abrechnung seiner Bank, zwei Millionen Dollar in den letzten Monaten verdient hätte. Das Gericht schenkte aber den Bekundungen des Irrenarztes mehr Glauben, der aussagte, daß O'Bannions Gesundheit sich in der Freiheit sofort wieder verschlimmern würde und ordnete an, daß der Millionär in der Anstalt bleiben müßte. O'Bannion ließ sich nicht entmutigen. Er appellierte an die höhere Instanz und forderte vor allem Vernehmung von zwei Nervenärzten, die mit seiner Anstalt in keinerlei Beziehung ständen. Auch die Öffentlichkeit interessiert sich eifrig für diesen Fall und wartet auf den Ausgang der Untersuchung durch die beiden Nervenspezialisten. Allgemein herrscht die Ansicht vor, daß O'Bannion um seine Freiheit noch einen langen Kampf wird führen müssen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.